

(Nachdruck verboten.)

82]

Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

Krampfhaft presste Wolfgang die Augen zu, aber der einmal geschloßene Schlaf kam nicht mehr wieder. Er hörte die Uhren schlagen: unten vom Zimmer dröhnte die alte Standuhr herauf, und die bronzene Pendüle aus dem Zimmer der Mutter rief mit silberner Stimme. Die Stille der Nacht übertrieb die Geräusche; so laut hatte er die Uhren noch nie schlagen hören.

Kam der Morgen denn noch nicht, war das Licht denn noch nicht da? Er sehnte den Tag herbei, und doch scheute er sich vor ihm. Eine unerklärliche Angst überfiel ihn plötzlich — ei, vor was fürchtete er sich denn so?

Wenn er doch schon in der Kirche wäre — nein, hätte er das doch schon hinter sich! Ein Widerstreben war in ihm, eine plötzliche Unlust. Rasend jagte immer derselbe Gedanke durch seinen Kopf, und sein Herz jagte mit; eine Sammlung war ihm nicht möglich. Seufzend drehte und wendete er sich in seinem Bette, fühlte sich unendlich vereinsamt, verängstigt, ja verfolgt.

„Führe ich gen Himmel, so bist Du da. Bettete ich mir in die Hölle, siehe, so bist Du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer“ — ach, jenem einen Gedanken entfloß er nicht, überall war der und immer, immer da! —

Als die Frühsonne des Palmsonntags sich zwischen den noch geschlossenen Läden durchstahl, in feinen goldenen Strahlen in die Innenräume drang, kam Käte in das Zimmer ihres Sohnes. Sie war bleich, hatte sie doch die ganze Nacht mit sich gerungen: sollte sie ihm etwas sagen, jetzt an diesem Lebensabschnitt — sollte sie ihm nichts sagen? Es war etwas, das in ihr flüsterte: „der Tag ist da, sag's ihm, Du bist es ihm schuldig“ — aber als die Morgensonne schien, hieß sie die Stimme der Nacht schweigen. Warum es ihm sagen, was kummerte es ihn? Was er nicht wußte, konnte ihn nicht grämen; doch wenn er es wußte, dann — vielleicht, daß er dann — o Gott, nur schweigen, nur nicht ihn verlieren!

Aber es drängte sie, ihn ihre Liebe fühlen zu lassen. Als sie hineinkam auf leisen Sohlen, war sie überrascht, denn er stand schon völlig angekleidet, im neuen schwarzen Rock, in den langen Hosen, am Fenster und sah unbeweglich hinaus auf das still liegende Feld, auf dem man jetzt auch anfing, eine Villa zu bauen. Das Untergeschoß war schon fertig, hoch ragte ein Balkengerüst; es wurde ein gewaltiger Kasten.

„Guten Morgen, lieber Sohn!“ sagte sie.

Er hörte sie nicht.

„Du! Wolfgang!“

Da fuhr er herum und sah sie an, erschrocken und als kenne er sie nicht.

„O, Du bist schon ganz fertig!“ Wie Enttäuschung lag's in ihrem Ton; sie hätte ja so gern mit Hand angelegt, ihm geholfen, gerade an diesem Tage. In ihrem Herzen war ein wunderliches Gefühl; sie hatte nie geglaubt, daß dieser Tag sie so bewegen würde: war's denn nicht ein Tag, wie andere Tage auch, ein Festtag natürlich, aber einer von vielen? Und nun war's ihr doch, als wäre dieser Tag einzig und als käme nie ein ähnlicher wieder.

Sie ging auf Wolfgang zu, legte die Arme um seinen Nacken und sah ihm tief in die Augen: „Mein Kind!“ Und dann lächelte sie ihn an. „Nimm meinen Glückwunsch!“

„Wo zu?“ Er blickte so fremd über sie hin, daß all das, was sie ihm hatte Inniges sagen wollen, ungesagt blieb. Er war doch noch ganz Kind, trotzdem er sie fast überragte, noch viel zu sehr Kind, er verstand die Bedeutung dieses Tages noch gar nicht! So begnügte sie sich damit, nur noch an seinem Anzug zu bessern, ihm hier ein Fädchen abzunehmen, dort ein Stäubchen abzublasen und ihm den Schlips zurechtzuzupfen. Und dann mußte er den Kopf bücken: sie zog ihm den Scheitel noch einmal in dem sich ungern fügenden, immer wieder die Linie störenden, straffen Haar. Und dann konnte sie doch nicht an sich halten, nahm sein rundes Gesicht zwischen ihre beiden Hände und drückte ihm einen raschen Kuß auf die Stirn.

„Warum nicht auf den Mund?“ dachte er. „Eine Mutter hätte ihr Kind auf den Mund geküßt!“

Sie gingen hinunter zum Frühstück. Blumen standen auf dem Tisch; der Vater sah schon da im schwarzen Gehrock, und auf Wolfgang's Teller lag die goldene Uhr. Eine kostbare Uhr. Er besah sie kritisch: ja, die gefiel ihm! „Zur Erinnerung an den 1. April 1901“ stand im Innern der goldenen Schale eingraviert. Weder Kesselborn noch Lehmann würden eine solche Uhr bekommen, keiner der Konfirmationsgenossen auch nur eine annähernd so kostbare! Fürchtbar schwer war die Uhr — nun müßte er eigentlich auch noch eine goldene Kette dazu haben.

Die Eltern beobachteten Wolfgang, wie er da stand, die Uhr in der Hand, und darauf nieder sah — ja, er freute sich! Und das erseute sie wiederum, besonders Käte. Sie war dafür gewesen, ihm in den Dedel der Uhr auch noch einen Spruch eingravieren zu lassen, aber Paul hatte das nicht gewollt: nur keine Sentimentalitäten! Aber es war ja auch gut so, der Junge hatte seine Freude an dem Geschenk, also war der Zweck erreicht.

„Sie schlägt auch“, erklärte sie eifrig, „mitten im Dunklen kannst Du wissen, welche Stunde es ist. Sieh mal, wenn Du hier — siehst Du? — wenn Du hier drückst!“

„Ja! Gib mal — hier?“ Er war ganz bei der Sache.

Weinake hätten sie sich verspätet; es war Zeit zum Aufbruch. Zwischen den Eltern ging Wolfgang zur Bahn. Als sie an dem Haus vorüberkamen, in dem Lämkes Portier waren, stand Frida in der Tür. Sie mußte sich heute früher als sonst am Sonntag herausgemacht haben; sie war schon ganz im Staat, sah allerliebste aus, lächelte und nickte. Gleich darauf steckte Mutter Lämke den Kopf aus dem niedrigen Souterrainfenster und sah dem Knaben nach.

„Da geht er nu hin“, philosophierte sie. „Wer weest ooch, wie sich det noch im Leben für ihn jstaltet!“ Sie war ganz gerührt.

Es war ein herrliches Wetter heute, ein wirklicher Frühlingstag. Eine festliche Helle glänzte über den geschmackvollen Bäumen; alle Sträucher trieben, Krokus, Tulpen, Primeln blühten freudig. Selbst Berlin mit seinen grauen Häusermassen und seinem lärmenden Verkehr zeigte ein sonntägliches Gesicht. Es war so viel stiller auf den Straßen; freilich sausten die elektrischen Bahnen dahin, und Droschken fuhren und Equipagen, aber keine Lastwagen rollten, keine Bier- und Schlächterfarren. Es ging alles so viel stiller zu, wie gedämpft, wie gesänftigt. Die Straßen erschienen noch breiter als sonst, weil sie leerer waren, und die Menschen, die auf ihnen gingen, zeigten andere Gesichter als sonst.

Zur Kirche strömten die Konfirmanden; es war ihrer eine große Zahl Knaben und Mädchen. Meist fuhren die Mädchen im Wagen vor, sie waren ja alle Töchter aus guten Häusern.

Ach, all diese Jugend! Käte konnte eine Leis-sehnsüchtige, fast neidvolle Regung kaum unterdrücken: wer doch auch noch so jung wäre! Aber dann ging jeder selbstische Gedanke unter in dem einen Gefühl: der Junge, der Junge, der schritt nun heraus aus der Kindheit Land! Gott sei mit ihm!

Empfindungen, von denen sie lange nichts mehr gewußt hatte, kindlich gläubige, ganz naive Empfindungen durchwogten sie; alles, was die Jahre und das Leben in der Welt so mit sich gebracht hatten, fiel von ihr ab. Heute war sie wieder jung wie die da vorm Altar, vertrauensselig, hoffnungsfroh.

Doktor Baumann machte die Einsegnung sehr mahnend-ernst; viele der jungen Kinder schluchzten nicht minder als ihre Mütter. Ein Schauer wehte durch die gefüllte Kirche, tief senkten sich die jungen dunklen und blonden Köpfe. Käte sah nach Wolfgang hin: sein Kopf war der dunkelste von allen. Aber er hielt ihn nicht gesenkt, sondern aus unstemten Augen irrte sein Blick durch die Kirche, bis hin zu jenem Fenster; dort blieb er starr haften. Was suchte er da — an was dachte er? Sie glaubte zu bemerken, daß er nicht bei der Sache war, und das schaffte ihr Unruhe. Näher zu ihrem Mann rückend, flüsterte sie: „Siehst Du ihn?“

Er nickte und flüsterte zurück: „Freilich! Er ist größer als alle anderen!“ Es lag etwas von Vaterstolz in Schliebens

Müßtern. Ja, heute an diesem Tage fühlte er es: wenn man auch manche Sorge hatte, die man sonst nicht gehabt hätte, manche Unbequemlichkeit und Unannehmlichkeit, manche Freude hätte man doch auch nicht kennen gelernt! Trotz allem und allem: der Junge konnte gut werden! Wie jüngerhaft seine Erscheinung war! Einen fast männlichen Zug hatte er um den Mund! Sonst war dem Vater das noch nie aufgefallen — machte wohl der schwarze Anzug die Knabengestalt so ernsthaft?!

Wolfgang's Gedanken gingen eigne Wege; nicht die hier vorgeschriebenen. Viele Empfindungen kreisten in ihm, aber keine derselben konnte er festhalten; er war sehr zerstreut. Durchs Biered in des Kirchenfensters Scheibe sah er leere Luft, und diese belebte sich ihm mit hundert Gestalten: Vater, Mutter, Frida, Lehrer und Kameraden. Aber alle glitten sie vorüber, keine Erscheinung blieb. Er fühlte sich plötzlich ganz allein inmitten der Menge von Menschen.

Als die Reihe an ihn kam, trat er mechanisch zum Altar, neben sich Kullrich; vor sich Lehmann und Kesselborn. Wie er diese beiden jetzt auf einmal wieder haßte! Seine Uhr, seine goldene Uhr hätte er ihnen vor die Füße werfen mögen: da, nehmt sie! Aber nehmt zurück, was ihr gesagt habt, nehmt's zurück! Wui, was war das für eine gräßliche Nacht gewesen — ekelhaft! Die fühlte er noch in den Gliedern; schwer waren seine Füße, und als er jetzt auf dem Polster niederkniete, das auf der Altarstufe lag, waren seine Knie steif. Kullrich neben ihm weinte in einem fort leise. Aha, der dachte wohl an seine Mutter, die nicht mehr bei ihm war! Armer Kerl! Und plötzlich fühlte Wolfgang, daß ihm etwas Feuchtheißes in die Augen drängte.

Oben summt die Orgel leise, und in das sanfte Tönen sprach die milde Stimme des Geistlichen die Sprüche hinein, die er seinen Konfirmanden ausgesucht hatte:

„Offenbarung Johannis, Kapitel 21, Vers 4. Und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen. Und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Bescherei, noch Schmerz wird mehr sein; denn das erste ist vergangen!“

Aha, das war was für Kullrich! Der hob das tränen-nasse Gesicht, das so rot und heiß war, zu der Tröstung empor. Aber nun, nun — Wolfgang's Atem stockte — jetzt, jetzt kam sein Spruch! Was würde er für einen Spruch bekommen, was würde man ihm sagen?!

„Ebräer 13 Vers 14. Denn wir haben hie keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir!“

Das — das sollte für ihn sein?! Was hieß das?! Eine ungeheure Enttäuschung kam über Wolfgang, denn — hatte er nicht auf den Spruch geharrt wie auf eine Offenbarung?! Der Spruch, der Spruch, der sollte ein Gottesurteil sein! Der sollte sagen: was wahr war — oder was nicht wahr war. Und nun —?!

„Wir haben hier keine bleibende Statt, die zukünftige suchen wir“ — nun sagte der gar nichts!

In allen Hoffnungen betrogen, erhob er sich mechanisch von der Altarstufe. Er sah nicht, daß der Blick der Mutter ihn heimlich grüßte, daß auch der Vater ihm verstohlen zunickte, Freundlichkeit im Gesicht; er war ganz verstört, ganz ernüchtert, ganz benommen von dieser Enttäuschung.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Uniform des Kapitäns.

Aus dem Russischen.

Die aufgehende Sonne zog über der Kreisstadt ein verdrießliches Gesicht, die Gähne reckten sich noch verschlafen, aber in der Kneipe des Daniels Nylkin saßen bereits Gäste. Es waren deren drei: der Schneider Merkulow, der Stadtwächter Schratwa und der Rentamtsbote Smedumow. Alle drei waren betrunken.

„Thu' mir den Gefallen und red' nicht!“ räsionierte Merkulow, indem er den Stadtwächter am Nockknopf festhielt. „Eine Zivilbehörde, und mag sie auch noch so hoch stehen, ist nach unseren Schneiderbegriffen immer nur der reine Dreck gegen einen General. Nehmen wir z. B. jetzt einen Kammerherrn. Das ist eine ganz andere Sache. Berechne bloß mal: vier Arschin vom feinsten Tuch aus der Fabrik von Prundel Schöne, Knöpfe, goldener Kragen, weiße Beinkleider mit goldenen Streifen auf den Ärmeln, die ganze Brust in Gold, auf dem Rücken, auf den Ärmeln, auf den Nockaufschlägen ebenfalls. Oder wenn Du jetzt z. B. für die Herren Hofmeister, Stallmeister, Zeremonienmeister oder sonstige Meister arbeitest, was meinst Du wohl? Ich erinnere

mich, wir arbeiteten mal für den Hofmeister Grafen Andrei Semennitsch Wulskarewsky. Eine Uniform — drei Schritt vom Leibe! Nimmst sie in die Hand — in der Brust tanzt Dir das Herz vor Freude! Wirkliche Herren, wenn man für sie arbeitet, wagt man nicht weiter zu belästigen. Hast Maß genommen — gut, nun nahe, aber anpassen gehen — ganz unmöglich! Bist Du ein guter Schneider, so muß es gleich beim erstenmal passen. Spring vom Kirchturm, fall' in die Stiefel, und fertig! Neben uns, Brüderchen, war, ich erinnere mich noch wie heute, eine Gendarmenleaserne. Unser Meister Ditty Gallitsch suchte von den Gendarmen immer die, welche dem jedesmaligen Besteller an Figur ähnlich waren, zum Anprobieren heraus. Nun also, so auch damals. Wir suchten für die gräßliche Uniform einen passenden Gendarmen aus. Wir riefen ihn. Zieh an, Frage, und fühle Dich! . . . Es war zum Lachen! Er zog die Uniform an, schielte auf die Brust herab und — was meinst Du wohl? — fing an zu zittern, verstehst Du, wurde ohnmächtig, bewußtlos. . . .

„Und für Kreisrichter habt Ihr auch gearbeitet?“ erkundigte sich Smedumow.

„Kreisrichter? Große Herrlichkeit! In Petersburg laufen die Kreisrichter herum wie die bunten Hunde. Hier reißt man vor ihnen die Mühen herunter, aber dort — mach Platz, was kriechst Du hier? Wir arbeiteten für die Herren Offiziere, auch für die Herrschaften der ersten vier Klassen. Eine Person ist der anderen nicht gleich. Wenn Du zum Beispiel von der fünften Klasse bist, — Kleinigkeit! Komm nach 'ner Woche wieder, und alles ist fertig, weil außer dem Kragen und den Ärmelaufschlägen nichts daran ist. Aber wer von der vierten Klasse oder von der dritten oder sagen wir gar von der zweiten — dann schlug der Meister schon allen Gefellen ins Genick und „Lauf nach der Gendarmenleaserne!“ Da arbeiteten wir mal, Brüderchen, für den persischen Konsul. Wir nähten ihm auf Brust und Rücken goldene Kringel für 1500 Rubel. Wir glaubten er würde nicht bezahlen, aber nein — bezahlte. In Petersburg haben sogar die Tataren Koblese!“

Lange erzählte Merkulow so. Um neun Uhr begann er unter dem Eindruck dieser Erinnerungen zu weinen und sich bitter über das Schicksal zu beklagen, welches ihn in dieses Nest verhängen habe, in dem nur Kaufleute und Bürger wohnten. Der Stadtwächter hatte schon zwei zur Polizeiwache gebracht, der Bote war schon zweimal zur Post und zum Rentamt gegangen und wieder zurückgekommen, aber Merkulow beklagte sich noch immer. Mittags stand er vor dem Küster, schlug sich mit der Faust an die Brust und murmelte:

„Ich wünsche nicht für Tataren zu nähen! Das ist unter meiner Würde! In Petersburg arbeitete ich für den Baron Spuzel in eigener Person und für die Herren Offiziere! Hebe Dich fort von mir, langhalsiges Ungeheuer, daß ich Dich mit meinen Augen nicht mehr sehe! Hebe Dich fort!“

„Sie haben eine hohe Meinung von sich, Trifon Panteleitsch,“ suchte der Küster den Schneider zu beruhigen. „Wenn Sie auch ein Künstler in Ihrem Fache sind, so dürfen Sie doch Gott und die Religion nicht vergessen. Ari bildete sich auch soviel ein wie Sie und starb eines schimpflichen Todes. Passen Sie auf, so sterben auch Sie einmal!“

„Dann sterbe ich! Besser sterben als Bauernkittel nähen!“ „Ist mein Vamnusch hier?“ hörte man plötzlich eine weibliche Stimme hinter der Tür, und in die Schänke trat die Frau Merkulows, Arina, ein beharptes Weib mit aufgetrempelten Ärmeln und Hängebauch. „Wo ist das Gözenbild? Geh nach Hause, mögest Du plagen! Da fragt ein Offizier nach Dir.“

„Was für ein Offizier?“ Merkulow riß die Augen auf. „Ach, der Teufel kennt ihn! Er sagt, er will eine Bestellung machen.“

Merkulow kratzte sich mit allen fünf Fingern seine große Nase, was er jedesmal tat, wenn er sein äußerstes Erstaunen ausdrücken wollte, und brummte:

„Der alte Drachen hat wahrscheinlich wieder zuviel getrunken! Fünfzehn Jahre habe ich kein adliges Gesicht gesehen und plötzlich, heute am Fasttag ein Offizier mit einer Bestellung! hm, ich will doch sehen. . . .“

Merkulow verließ die Kneipe und stolperte nach Hause. Die Frau hatte ihn nicht zum Narren gehalten: auf der Schwelle seiner Hütte erblickte er den Kapitän Urtschajew, den Adjutanten des Stadtkommandanten.

„Wo treibst Du Dich herum?“ kam ihm der Kapitän entgegen. „Ich warte schon eine ganze Stunde! Kannst Du mir eine Uniform nähen?“

„Euer Gna . . . Herr Gott!“ begann Merkulow zu stammeln, sich verschluckend und die Mühe samt einem Wischel Haare vom Kopf reichend. „Euer Gnaden, passiert mir das vielleicht zum erstenmal? Ach Gott, ich habe für den Baron Spuzel genäht. Der Herr Leutnant Sembulatow ist mir bis heute noch zehn Rubel schuldig. Frau, gib doch einen Stuhl! . . . Erlauben Sie Maß zu nehmen, oder befehlen Sie nach Augenmaß zu nähen?“

„Nach Maß. Stoff lieferst Du. Und daß es in einer Woche fertig ist! Wieviel nimmst Du dafür?“

„Ich bitte Sie, Euer Gnaden! Was denken Sie?“ lächelte Merkulow. „Ich bin doch nicht irgend ein Kaufmann! Wir verstehen schon, wie man mit Herren . . . Als wir für den persischen Konsul arbeiteten, auch da ohne Worte. . . .“

Nachdem er dem Kapitän Maß genommen und ihn hinausbegleitet hatte, stand Merkulow eine ganze Stunde mitten in der Hütte und blickte seine Frau stumpfsinnig an. Er konnte es noch immer nicht fassen.

„Sag' mir nur um Gotteswillen — das ist doch eine Geschichte!“ brummte er schließlich. „Aber wo nehme ich das Geld zum Stoff her? Aginia, borge mir doch das Geld, Liebchen, das Du für die Kuh bekommen hast!“

Aginia machte ihm eine lange Nase und spuckte aus. Eine Weile später bearbeitete sie ihn mit der Ofenkrüde, zerbrach auf dem Schädel ihres Eheherrn einen Topf, riß ihn am Bart, lief auf die Straße und schrie:

„Helft, wer an Gott glaubt! Er hat mich totgeschlagen!“

Aller alle diese Proteste halfen nichts. Am anderen Morgen lag sie im Bett und verdeckte ihre blauen Flecke. Merkulow aber ging in die Läden, zankte sich mit den Kaufleuten und suchte Stoff aus.

Für den Schneider begann jetzt ein ganz neues Leben. Wenn er des Morgens erwachte und mit trübten Augen seine kleine Welt umfaßte, spuckte er nicht mehr vor Wut wie früher. Aber was wunderbarer als alles war, er hörte auf, in die Kneipe zu laufen, und beschäftigte sich ausschließlich mit seiner Arbeit. Nachdem er leise gebetet, setzte er die große Stahlbrille auf, machte ein verbrießliches Gesicht und breitete das Tuch auf dem Tisch aus, gerade als ob er eine feierliche Handlung zu verrichten hätte.

Nach einer Woche war die Uniform fertig. Nachdem er sie beglückt hatte, ging Merkulow auf die Straße, hing sie am Zaun auf und begann sie zu reinigen: nimmt ein Stäubchen ab, tritt ein paar Schritte zurück, blinzelt lange mit zusammengekniffenen Augen nach der Uniform und nimmt wieder ein Stäubchen ab. Und so zwei Stunden.

„Man hat seine liebe Not mit diesen Herren!“ sagt er zu den Vorübergehenden. „Das übersteigt schon meine Kräfte! Ich habe mich fast zu Tode gequält! Vornehmen, gebildeten Leuten macht man es nie zu Dank!“

Am anderen Tage schmierte Merkulow sich das Haar mit Del ein, kämmte sich, widelte die Uniform in neuen Kaliko und machte sich auf den Weg zum Kapitän.

„Ich habe keine Zeit, mich mit Dir Tölpel zu unterhalten!“ schrie er jedem zu, der ihm begegnete. „Siehst Du denn nicht, daß ich dem Kapitän seine Uniform bringe?“

Nach einer halben Stunde kehrte er vom Kapitän zurück.

„Ich gratuliere zum Empfang des Geldes, Trifon Panteleitsch!“ kam ihm Aginia mit breitem Lächeln entgegen.

„Du bist eine Närrin!“ antwortete ihr der Gatte. „Bezahlen etwa wirkliche Herren sofort? Das ist doch nicht irgend ein Kaufmann! Er nahm die Uniform und warf mich hinaus.“

Zwei Tage lag Merkulow auf dem Ofen, trank und aß nichts und gab sich ganz dem Gefühl der Selbstzufriedenheit hin, so etwa wie Herkules nach Vollbringung seiner Heldentaten. Am dritten Tage machte er sich auf den Weg, um das Geld zu holen.

„Seine Gnaden schon aufgestanden?“ flüsterte er, ins Vorzimmer schleichend, dem Durschen zu.

Nachdem er eine verneinende Antwort erhalten hatte, pflanzte er sich wie eine Statue an der Tür auf und begann zu warten.

„Schaff' ihn mir vom Hals!“ Sag', er soll Sonnabend kommen!“ hörte er nach langem Warten die heisere Stimme des Kapitäns.

Das selbe hörte er am Sonnabend, an einem, am zweiten. . .

Einen ganzen Monat ging er zum Kapitän, saß sich stundenlang im Vorzimmer milde und erhielt statt des Geldes die Einladung, sich zum Teufel zu scheren und Sonnabend zu kommen. Aber er verlor nicht den Mut, murkte nicht, im Gegenteil; er wurde sogar dider. Ihm gefiel das lange Warten im Vorzimmer, das „Hau' ihn eins in die Schnauze!“ Klang in seinen Ohren wie süße Melodie.

„Man merkt sofort den Adligen!“ geriet er jedesmal in Entzücken, wenn er vom Kapitän nach Hause zurückkehrte. „Bei uns in Petersburg waren sie alle so“ . . .

Bis an das Ende seiner Tage würde Merkulow wohl zum Kapitän gegangen sein, um dort im Vorzimmer zu warten, wenn nicht Aginia gewesen wäre, die ihr Geld zurückverlangte, das sie für die Kuh erhalten hatte.

„Hast Du heute das Geld bekommen?“ kam sie ihm jedes Mal entgegen. „Nicht? Was tust Du mir, grausamer Hund? Ah, wo ist doch die Feuerzange?“

Einstmals gegen Abend kehrte Merkulow vom Markte heim, auf dem Rücken einen Sack mit Kohlen schleppend. Hinter ihm her leuchtete Aginia.

„Ich werde Dir zu Hause schon Rüsse geben, warte!“ brummte sie, an das Geld denkend, welches sie für die Kuh erhalten hatte.

Plötzlich blieb Merkulow wie angewurzelt stehen und schrie freudig auf. Aus dem Restaurant „Fröhlichkeit“, an welchem sie gerade vorüberkamen, lief Hals über Kopf ein Herr im Zylinder, mit rotem Gesicht und trunkenen Augen heraus. Hinter ihm her jagte der Kapitän Urtschajew, ein Billardqueue in der Hand, ohne Mühe, zerkauft, zerlumpt. Die neue Uniform war ganz voll Kreide, eine Achsellappe hing herunter, neben der hinteren Tasche fehlten drei Knöpfe.

„Ich werde Dich lehren, ehrlich spielen, Du Schuft!“ brüllte der Kapitän, wütend das Queue schwingend und sich den Schweiß von der Stirn wischend. „Ich werde Dich lehren, Du Hund, wie man mit anständigen Leuten spielt!“

„Sieh doch, Weib!“ flüsterte Merkulow und stieß seine Frau an. „Man erkennt doch gleich den Adligen! Wenn sich ein Kaufmann irgend etwas nähern läßt, dann trägt er es mindestens zehn Jahre, aber der hier hat die neue Uniform schon zerlumpt! Man müßte ihm eigentlich gleich eine neue machen!“

„Geh' hin und bitte ihn um das Geld!“ sagte Aginia. „Geh'!“ „Was fällt Dir ein, Närrin? Auf der Straße? Auf keinen Fall!“

Aber wie Merkulow sich auch sperrte, seine Frau zwang ihn, an den wütenden Kapitän heranzutreten und von dem Gelde zu reden.

„Mach', daß Du fortkommst!“ antwortete ihm der Kapitän. „Du langweilst mich!“

„Ich, Euer Gnaden, verstehe sehr wohl. Ich tue es auch nicht um meinetwillen, aber meine Frau, das unverständige Geschöpf . . . Sie geruhen ja selbst zu wissen, welch einen Verstand dieses Weibervolk . . .“

„Du langweilst mich, sage ich Dir!“ brüllte der Kapitän, ihn mit trübten, trunkenen Augen anglozend. „Fort mit Dir!“

„Ich verstehe sehr wohl, Euer Gnaden! Aber ich . . . hinsichtlich dieses alten Weibes, weil, gestatten Sie zu bemerken. . . Das ist nämlich das Geld für die Kuh. Wir verkauften dem Vater Juda unsere Kuh und . . .“

„Ah, Du mußt hier noch, Motte?“

Der Kapitän holte aus und — klatsch! Von dem Rücken fielen Merkulow die Kohlen, aus den Augen stießen ihm die Funken, aus der Hand fiel ihm die Mühe. Aginia erstarrte. Eine Minute stand sie unbeweglich wie Lots Frau, als sie in eine Salzsäule verwandelt war, dann trat sie vor und blickte verstohlen in das Gesicht ihres Mannes. Zu ihrem großen Ersauern stand auf Merkulows Gesicht ein glückseliges Lächeln, in den lachenden Augen glänzten Tränen.

„Doch gleich der vornehme Herr zu erkennen!“ murmelte er. „Vornehme, gebildete Leute. Fast auf ein Haar dieselbe Stelle wie damals, als ich den Pelz zum Baron Spuzel trug; holte aus und — klatsch! Und der Leutnant Sembulatow ebenso. Ich kam zu ihm, und er fuhr auf und mit voller Kraft. . . Ach, Frau, meine Zeit ist vorbei! Du verstehst davon nichts. Jene schöne Zeit ist dahin!“

Merkulow winkte mit der Hand, sammelte die Kohlen auf und trollte sich nach Hause. —

Kleines feuilleton.

wr. Etwas über den Tod und den Lobekampf. Wer für das Leben als solches ein richtiges Verständnis besitzt, braucht sich nicht zu wundern, daß jedes Lebewesen sich vor dem Tode fürchtet. Selbst Lebewesen von großer Ueberlegung und Einsicht empfinden unangenehme Schauer, wenn sie an den Tod und besonders, wenn sie an den vorzeitigen Tod denken, der ihnen als eine gewalttätige Unterbrechung eines natürlichen Laufes erscheint. Denn sicherlich trägt dieser Lauf die Bedingungen eines nicht zu bewältigenden Hindernisses nicht in sich selbst.

Wie der Tod sich zeigt, wissen wir alle, wir sehen es alle Tage: er stellt sich dar als das Aufhören des Bewußtseins, und gleich nach dem Erlöschen des Bewußtseins beginnt der Leib zu verfallen — die Form, unter der es der jedesmaligen Art des Bewußtseins allein möglich ist, in Tätigkeit zu treten.

Auf alle Fälle gibt es einen sehr unangenehmen Ruck, wenn man plötzlich stille stehen muß, sagt der Humorist, und überhaupt paßt es einem schon gar nicht, wenn einem das Licht vor der Nase ausgepustet wird.

Alle Abstinungen dieser Furcht aber, vom gräßlichsten Grauen bis zur leisesten Aengstlichkeit, sind durchaus unbegründet, weil sie auf einem Irrtum beruhen. Dieser Irrtum besteht darin, daß man den Tod mit Vernichtung verwechselt. In Wirklichkeit aber gibt es gar keine Vernichtung; das Wort „nicht“ ist nur ein bequemer Hilfsbegriff unseres Verstandes, ohne den wir allzusehr in der Fassung mancher Beziehungen und besonders in der Mitteilung unserer Gedanken behindert wären.

Der Denker kommt lediglich durch sorgfältige Läuterung seiner Vorstellungen und genaue Sondernung seiner Begriffe zur Beseitigung des erwähnten, oft verhängnisvollen Irrtums, aber auch der einfache Mann, zu dem ich hier vor allen anderen spreche, verspürt bei dem Gedanken an den Tod als einer Vernichtung, in dem Aufbäumen seiner ganzen Natur, daß hier ein Irrtum zugrunde liegen muß. Denn dies Aufbäumen ist der greifbare Ausdruck der Widersinnigkeit jener ungeläuterten Auffassung — es ist keineswegs von der Furcht eingegeben, sondern wird einfach als eine Reaktion unseres eigentlichen Wesens empfunden.

Und so ist es. Unser eigentliches Wesen, wie ich es nenne, bleibt von dem Tode völlig unberührt: es ist nie geworden, und weil es eben nie geworden ist, kann es auch nimmer vergehen. Fassen wir das Sein als den allgemeinsten Begriff, in den der ganze Inhalt unserer Vorstellungen, also das ganze Gebiet der Erfahrung hineinfällt, und sprechen wir den Unterschied von dem ewig wechselnden und sich fort und fort erneuernden Sein von dem, was nicht Gegenstand der Vorstellung ist, also unserem eigentlichen Wesen, als einem Bestehenden, so könnte man auch sagen, daß unser Wesen zwei Seiten hat, von denen die eine ist,

aber nicht besteht, die andere besteht, aber nicht ist. Die feiende Seite ist die des Bewußtseins, des Vorstellens, mit ihrem Inhalte, und zwar ist sie als die allgemeinste Funktion der anderen unbekannt, aber bestehenden Seite aufzufassen. Hierdurch wird es zugleich klar, daß über die unbekannte Seite schlechterdings nichts auszusagen ist, weil eben der Funktionär nie in den Bereich seiner eigenen Funktion fallen kann. Nebenher will ich hier gleich andeuten, daß diese Auffassung keineswegs die besondere Errungenschaft irgend eines philosophischen Quertopfes ist, sondern daß in ganz volkstümlichen Ausdrücken ganz deutlich darauf hingewiesen wird. Man denke nur ein wenig über das „es“ in den Redensarten: „es gibt“, „es regnet“ usw. nach. Wer regnet denn eigentlich?

In diesem Zusammenhange kann ich nicht weiter auf diese überaus wichtige Angelegenheit eingehen, es genüge hervorzuheben, daß es keine Vernichtung gibt, sondern nur eine Aenderung oder Erneuerung der Form oder vielmehr unaufhörliche Versuche, die richtige Form zu finden, in der das Bewußtsein zur völligen Entfaltung komme.

Hinweisen wenigstens möchte ich aber darauf, daß unter diesem Gesichtswinkel die Weltanschauung notwendig künstlerisch und sozialistisch wird. Künstlerisch, weil die allgemeinste Funktion, das Bewußtsein, nur in der vollendeten Form zum vollendeten Ausdruck gelangen kann — sozialistisch aber, weil die Form nur dann zur Vollendung geheißen kann, wenn wir erkannt haben, daß, wie das Bewußtsein als Funktion das selbe ist, so auch wir Menschen alle die selben, und zwar alle dieselben geistigen Wesen sind, und daß wir infolgedessen mit Ueberlegung alle Hindernisse im Hinblick auf dies eine Ziel zu beseitigen haben. Und in der Tat arbeitet schon die Sozialdemokratie an der Beseitigung dieser Hindernisse.

Hat also der Tod im wesentlichen seinen Stachel für uns verloren, so bleibt uns nur noch übrig, uns mit dem eigentlichen Todeskampf abzufinden. So sehr wir Sterblichen diesen auch fürchten, so liegt doch viel Trost in dem Gedanken, daß das wirkliche Leiden, sofern es überhaupt existiert, von verhältnismäßig kurzer Dauer ist. Dadurch gleicht die Natur ihre letzte, aber notwendige Unbill auf barmherzige Weise wieder aus. Sie bestimmt eine Grenze in der Ertragung von Leiden, und darüber hinaus ist Ruhe und Frieden. Je stärker der Anfall, desto eher geht der eigentliche Kampf vorüber.

Der plötzliche Uebergang aus dem Zustande offenbar völliger Gesundheit in den Tod, mag die Ursache sein, welche sie wolle, ist in jeder Hinsicht durchaus schmerzlos. Der Schmerz findet keine Zeit, sich geltend zu machen. Die Uhr steht ihr Tiden aus, und alles um sie herum ist bewegungslos und ruhig. Dies ist der Fall bei dem plötzlichen und tödlichen Streich eines Schlaganfalles, der plötzlichen Ohnmacht infolge eines Herzleidens und bei allen anderen Verletzungen, die das Leben auf der Stelle vernichten.

Bei solchen schnellen Todesfällen pflegt man zu sagen: „Er wußte nicht, wie ihm geschah.“ Es kann fraglich sein, ob man diese Bemerkung nicht auf die meisten Personen anwenden kann, die sich ihrem Ende nähern, besonders wenn man die Zeit, wo der Tod wirklich eintritt, im Auge hat. Wer kann übrigens den Zeitpunkt genau angeben, wo er in den Zustand des gewöhnlichen Schlafes übergeht?

Der äußere Anschein des Leidens täuscht oft um so mehr, als das Bewußtsein niemals unbeeinträchtigt ist, ungeachtet des offensichtlichen Todeskampfes. Bei sehr starken Verletzungen erschüttert und betäubt der sogenannte Wundschmerz das ganze Nervensystem dermaßen, daß der Leidende, wie sehr er sich auch umherwirft und schreit, in Wirklichkeit keinen derartigen Schmerz fühlt. Oft bekräftigt er diese Tatsache nach seiner Genesung. Die meisten Personen, die die schwersten Verwundungen erlitten haben, können sich nicht erinnern, wann oder wie sie getroffen wurden.

Selbst in der Schlacht tödlich verwundete Soldaten haben in dem Augenblick, wo sie getroffen wurden, keinen Schmerz verspürt. Sie wissen nur, daß sie hinfelen und aus der Schlacht getragen wurden oder sie verspürten nur einen plötzlichen kleinen Schlag. Die heftige von dem Stöße herrührende Erschütterung machte das Bewußtsein gegen den wirklichen Schmerz unempfindlich.

Wenn die Natur bisweilen auch noch so grausam erscheinen mag, so bleibt bei den schlimmsten Unbilden doch das Mitleid sichtbar. Sogar auf den untersten Stufen des Tierreiches ist das deutlich erkennbar. Selbst die Raubtiere sind milder als sie zu sein scheinen, wenn sie töten, um ihren Hunger zu stillen. Als dem großen Forscher Livingstone einst von einem Löwen der Arm gebrochen wurde, fühlte er in dem hin und her gezerrten Arm keinen Schmerz, obgleich er deutlich wahrnahm, was geschah. Der Hund beißt das Kaninchen ins Genick und hebt so die Empfindung auf. Der unerträgliche Schmerz bei irgend einer Form der Auflösung beruht mehr auf einer vorgefaßten Meinung als auf Wirklichkeit, und was auch über die Schreden des Todeskampfes gesagt werden mag, je ruhiger wir darüber nachdenken, je besser sind wir vorbereitet, ihnen am Ende zu begegnen — sonst empfinden wir tausendmal den Tod, indem wir uns vor einem einzigen fürchten.

Theater.

Leistung-Theater. Reinhard-Vernauer'sches Ensemble-Gastspiel, Burlesken von Riebamus: Miki-Muji;

Der Traum des Kanzeleibiatars Gajmir Zulatsch aus Pottschappel bei Dräuden. Die Tustaroras. — Die Veranstalter des Gastspiels haben zu den Riebamus-Burlesken sichtlich kein sonderliches Vertrauen gehabt, sonst hätten sie für das Experiment wohl mehr als nur die beiden letzten Abende reserviert. Aber auch diese gemäßigten Erwartungen wurden getäuscht. Das Publikum erwies sich ausnahmsweise einmal als lächelnd; man lachte zwar, aber rebanchierte sich dafür nach dem zweiten und dritten Stücke durch energisches Niesen — ein Protest gegen die Vermischung von Schwank und jahrmärklichiger Zirkuskomik. Der Verfasser, durch den leichten Erfolg seiner gewandt gereinigten und eigentlich nur von dem Reimwiz lebenden satirischen Gesellschaftsstützen verwöhnt, hat sich die Sache auf dem Theater denn doch allzu bequem gemacht. Wenn auf der Bühne die Leistung des Schauspielers dem Autor zu Hilfe kommt und manchen Einfall, der bei der Lektüre wirkungslos vorüber gleiten würde, zu einem Schlager macht, verlangt doch das Ganze, das Ensemble der Szenen, soll es nicht einen faden Nachgeschmack hinterlassen, jedenfalls ein unverhältnismäßig größeres Maß kombinierender, die zerstreuten Einfälle verdichtender Erfindungskraft als die Erzählung; das gilt selbst für das Verhältnis des simplen Schwanks zur Lesehumoreske. Schon allein dadurch, daß die sinnliche Gegenständlichkeit auf der Bühne dem Zuschauer ein so viel langsames Tempo aufzwingt, ihm die Möglichkeit des Ueberblätterns raubt, erhebt sie Präntationen, die, falls nicht zugleich die Pflichten einer solchen stärkeren Kondensierung erfüllt sind, als ein provozierendes Schüßerheben empfunden werden.

Der erste Einakter „Miki-Muji“ war ein nicht originell, indes ganz witzig arrangiertes Bildchen aus der Welt gewohnheitsmäßiger Liebesprellerei; im Genre etwa der Schnitzler'schen Anatoljzenen. Ein auf die Rolle gemütvoller Treue eingetübtes Fräulein trifft in Begleitung eines ihrer Liebhaber mit einem ihrer anderen beim Souper zusammen; es stellt sich heraus, daß sie unparteiisch mit dem gleichen Erid und Märchen beide getapert hat. Ihre tede Kolerie leidet die anfängliche Enttäuschung der beiden Ehrenmänner in einen eiferfüchtigen Wettkampf über, der indeß mit einem Freundschaftsbunde der Geprellten und gemeinsamem Abschied von der Ungetreuen endet. Hanns Fischer tragierte sehr drollig, als der Dritte im Bunde, den Phrasen machenden „Romantiker der Liebe“.

Hanns Fischer als sächsischer Kanzeleibiatar in Unterhosen zu Bette gehend, dann als Gemahl der Königin von Samarkand seinen Duägeist, den Kanzeleirat nach Herzenslust verprügelnd, und beim Erwachen am Morgen der ausgeübten Nahe mit Schmutzeln gedenkend — in diesen paar verben Schauspielereffekten, die im Moment auch ihre Wirkung auf die Lachmuskeln nicht verfehlen, erschöpfte sich der Inhalt der lendenlahmen Traumgeschichte, die an zweiter Stelle folgte. Die weitere Ausmalung der Traumvision ist ohne allen Witz und allen charakteristischen Zusammenhang. Ohne den Humor des Fischer'schen Mienenspiels wäre es vollends un-erträglich gewesen.

Für die Indianerburleske „Die Tustaroras“, die am schlimmsten ausgeprägt wurde, lassen sich viel eher mildernde Umstände geltend machen. Es war in diesem höheren Wödsium, der es freilich zu keiner flotten Schlupfpointe brachte, eine kaltblütige Entschlossenheit, die hier und da von fern an die famose Manier erinnerte, mit der Mark Twain seine ungeheuren Lügengeschichten zu berichten pflegt. Die Idee, daß zwei Indianerhäuptlinge der Ausstellung entlaufen, in die Wohnung eines Professors der Ethnologie bringen, seine hübsche Frau mitnehmen wollen, dabei aber in dem Gelehrten einen solchen rassensphysiologischen Wissensschaffenthusiasmus entfachen, daß er mit ihnen die Friedenspreise raucht und an ihren Kriegstänzen teilnimmt, hat in ihrer Verrücktheit tatsächlich einen Zug von Größe, etwas Schwindel-erregendes an sich. Aber in das Vergnügen, das diese Münchhausen-iade sonst wohl hätte bereiten können, schüttete die nicht genügend konzentrierte Ausarbeitung, das ziellos Breite, am Schluß der Mangel einer weiteren Steigerung eine Menge Wasser. Der Wödsium verlor zuviel von jener einsamen Erhabenheit, die ihm die knappe Erzählerkunst des amerikanischen Humoristen zu wahren weiß, und sank so bis auf einige Reste ins Tribiale. Fischer als der entzündliche Professor war auch hier wieder in hohem Maße ergötzlich. —

Humoristisches.

— Verbächtigt. . . . Als ich die Erbschaft erhoben, hab' ich mir einen guten Tag angetan. Dem Kellner schenkte ich zehn Mark Trinkgeld!

„Nun, da wird er wohl große Augen gemacht haben?“

„Das schon — aber arretieren hat er mich nachher lassen!“ —

— Lange Vorbereitung. Wirt: „Hat der Engländer nicht recht geschimpft, als Sie ihm die Rechnung gaben?“

Kellner: „Noch nicht — er sucht noch immer im Wörterbuch!“ —

— Resigniert. „Trinken darf ich nicht mehr, rauchen darf ich nicht mehr, mit'm Leben ist's auch nicht mehr — jetzt geh' ich spazieren und schimpf auf d' Automobil!“ —

(„Fliegende Blätter.“)